

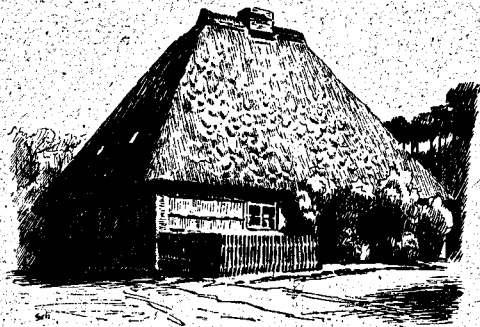
Im Relzower und Murchiner Walde.

Naturbeobachtungen auf einem Waldspaziergange mit einer Mädchenschule.

Von Otto Bollnow. Mit 2 Federzeichnungen von Hermann Scheel.

Es ist ein schöner Junitag. Mit dem Liede „Schöner glänzt der Sonnenschein, Silberwölkchen flogen“ auf den Lippen überschreiten wir die Peenebrücke und wandern dem Relzower und Murchiner Walde zu, der jenseits der Peene so greifbar nahe herüber grüßt. Doch gilt es, zunächst die fast 7 km lange Landstraße zurückzulegen. Das erscheint eintönig und langweilig, braucht es aber nicht zu sein. Auch hier ist Gelegenheit zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen. Da sind die Bäume am Wege. Sie stehen alle schief. Sind alle nach Osten geneigt und ist vorherrschender Westwind die Ursache? Oder können die Bäume nach der Grabenseite ihre Wurzeln nicht recht entfalten und haben nach dieser Seite hin nicht den rechten Halt? Oder ist die schiefe Stellung der Bäume auf den moorigen Untergrund zurückzuführen, der die Erdmassen der Straße nach den Seiten absinken läßt? Auch die Pflanzen im Graben verdienen Beachtung. Bei der Redoute — nur der Name erinnert noch an die vom Großen Kurfürsten hier aufgeworfenen Verschanzungen — wenden wir uns nach Osten. Wir lassen die Pflanzen am Bahndamm unbeachtet und durchschreiten das

Dorf Relzow. Hier fallen uns die „Bierpötte“ auf, Häuser mit 4 Wohnungen auf quadratischer Grundfläche mit 1 Schornstein. Trotz der geringeren Baukosten, die sie erfordern, und der größeren Wärmehaltigkeit finden wir sie bei uns selten. (In Murchin kommen sie noch vor). Sie sind in unserer Gegend nicht recht beliebt, weil sie sich schlecht durchlüften lassen.



„Bierpötte“ in Relzow.

Kurz hinter Relzow machen wir Halt. Der Uferrand von dem Urstromtal der Peene steigt

hier aus den Wiesen heraus. Der trockene Sand auf der Höhe genügt den Kiefern, die sich hier prächtvoll entfalten. Ihr dunkles Grün hebt sich malerisch ab vom dem hellen Hintergrund des Himmels. Unser Blick schweift zurück nach Anklam. Die Wahrzeichen unserer Heimatstadt, die beiden spitzen Kirchtürme von St. Nikolaus und St. Marien und der hoch aufragende Silo, sind deutlich erkennbar. Nach einigem Suchen bemerken wir noch einige andere Gebäude, die aus den Bäumen und den Dächern der übrigen Häuser herausragen, das Steintor, den Turm der Heiliggeistkirche, die Schule in der Wöbdeländer Straße. Wir haben hier ein Bild unserer Stadt, umrahmt von den Kiefern im Vordergrund, das wir gerne in der Erinnerung festhalten.

Wenn wir weiterwandern, haben wir zur Rechten Kiefernsonne und zur Linken Dreesch, dem rötliches Schwingelgras anmutende Farbe verleiht. Unsere Aufmerksamkeit wird durch lebhaftes Zirpen und Trillern gefesselt. „Die Luft ist voller Vögel“. Nein, Vögel sind es nicht. Wir suchen die geheimnisvollen Vögel. Aber keine Schwingen rührt sich, nichts läßt sich blicken. Wenn wir glauben, dem merkwürdigen Singen näher gekommen zu sein, verstummt es plötzlich. Da gewahren wir im Boden kleine Gänge, oben offen, im Grase versteckt. Für eine Maus oder gar einen Maulwurf sind sie viel zu eng. Wir verfolgen einen solchen Gang und gewahren an seinem Ende eine Öffnung, in die wir gerade den kleinen Finger stecken können. Mit einem Grashalm tasten wir vorsichtig hinein. Da kommt ein schwarz glänzendes Insekt zum Vorschein von etwa 4 cm Länge und Bleistiftstärke. Die bräunliche Flügel decken nur zur Hälfte den Hinterleib. Es ist eine Feldgrille. Wie wir das Tierchen in die Hand nehmen, sucht es zunächst ängstlich zu entkommen, beruhigt sich aber bald, so daß wir es eingehend betrachten können. Wir bewundern die großen schwarzen Netzaugen und die feinen Fühler. Da fängt es plötzlich an, die Flügel zu regen. Deutlich sehen wir, wie es sie übereinander schiebt, zunächst ganz langsam, dann immer schneller und schneller. Ein zirpender Ton wird hörbar, der mit der Schnelligkeit der Flügelbewegung an Stärke zunimmt. Das Tierchen läßt sich auch nicht stören, wie wir langsam weitererschreiten. Es

grüßt herüber zu den Kameraden, die rings herum ihre Stimme hören lassen. Doch jetzt erreichen wir schwereren Boden, und das Grillkonzert wird schwächer. Wir sehen den kleinen Musikanten auf die Erde, damit er zu seinen Kameraden zurückkehren kann.

Zur Rechten sehen wir nun das Strohdach des Reizower Torfhauses, hingeduckt hinter den schützenden Uferrand des Beenetales und von hohen Schwarzpappeln, Eichen, Kiefern und Birken umgeben, ein Bild, wie es so gut hineinpast in unsere Landschaft und wie wir es in leichter Abwandlung bei uns häufiger finden.



Torfhaus in Reizow.

Hoher Kiefernwald nimmt uns auf. Jetzt heißt es schweigen und Augen und Ohren offen halten. Nur wer schweigend und andächtig durch den Wald wandert und die Gedanken des Alltags und alles eitle Geschwätz beiseite drängt, kann die Schönheit des Waldes recht in sich aufnehmen. Da wird es ringsum lebendig. Die Bäume nicken sich zu, sie handschlagen mit ihren Zweigen und erheben ihre Stimme zu dem uralten Lied des Waldes, das an- und abschwimmt mit der wachsenden oder abnehmenden Kraft des Windes. Und die Vögel stimmen mit ein. Aus nah und fern ertönt ihr Ruf oder ihr abwechslungsreicher Gesang. Jeder singt auf seine Weise, und doch ergibt sich aus dem Ganzen, vereint mit dem Rauschen und Raunen des Waldes, ein wohlthuender Einklang.

Am Wegesrande fallen zwei Haufen Kiefernadeln auf. Zu unsern Füßen bemerken wir rote Waldameisen, die auf dem Waldboden hastig hin- und herellen. Sie folgen deutlich

erkennbaren Straßen, die zu dem Nest, dem Nadelhaufen, führen. Wenn sich zwei Tierchen begegnen, betastet sie sich mit ihren Fühlern, um sich zu vergewissern, daß sie zu demselben Volk gehören; denn jedes Volk hat wie bei den Bienen seinen eigenen Nestgeruch. Da schleppt eine Ameise eine lange Kiefernadel zum Bau. Die Last ist ihr fast zu schwer und trägt sich unbequem. Eine andere Ameise bemerkt diese Verlegenheit und packt hurtig zu, um tragen zu helfen. Wieder eine andere quält sich mit einer großen Raupe ab. Sie dient den Ameisen als Nahrung. Fleischnest ist ihnen immer willkommen; aber auch Süßigkeiten verschmähen sie nicht. Eine Ameisenstraße führt an einem Baum hinauf. Vielleicht zu einer Blattläufekolonie. Der von den Blattläusen abgesonderte süße Saft ist bei den Ameisen sehr beliebt. Wir schreiten zum Bau. Die Mamen haben die Puppen in die wärmenden Strahlen der Sonne getragen. Sobald wir mit einem Stock in dem Haufen rühren, stürzen die aufmerksamen Tiere herbei, um die Puppen zu bergen. Ein Taschentuch, das wir auf den Haufen legen, riecht nach kurzer Zeit stark nach Ameisensäure. Eine Ameise, die wir von dem einen Haufen zum andern tragen, wird sofort wütend angegriffen und nur mit Mühe von uns vom Tode errettet. Man erzählt von erbitterten Kriegen, die manchmal zwischen verschiedenen Völkern ausgefochten werden.

Einen schlimmen Feind der Ameisen können wir in nächster Nachbarschaft beobachten. Im sandigen Boden sind kleine Trichter angelegt, von dessen Bewohner wir zunächst nichts bemerken. Doch jetzt kommt eine Ameise hurtig des Weges und gerät unversehens in den Trichter. Sie sucht zu entfliehen, rutscht aber mehrmals ab. Nun kommt der Sand in Bewegung. Aus dem Grunde des Trichters wird Sand auf das zappelnde Tier geworfen, bis es ermattet auf den Grund sinkt. Wir greifen ein und befördern mit einem breiten Messer die Larve des Ameisenlöwen hervor, ein graues Tier, fast so groß wie eine halbe Erbse, mit starken Freßzangen.

Von dem grausigen Bild des Kampfes in der Kleintierwelt wird unsre Aufmerksamkeit abgelenkt durch die leisen, lieblichen Stimmen der Goldhähnchen, die in den hohen Fichten am Wege in großer Zahl umherschwirren. Es sind die kleinsten unserer einheimischen

Vögel, noch kleiner als der Zaunkönig, der für gewöhnlich als unser kleinster Vogel gilt. Wir hätten sie gar nicht bemerkt, wenn sie sich nicht durch ihre Stimmen verraten hätten.

Nicht zu verkennen ist das Hungergeschrei noch nicht flügger Vögel, das uns aufhorchen läßt. Wir blicken um uns und gewahren in dem Stamm eines nahen Baumes eine Öffnung, aus der das Geschrei ertönt. Das Loch liegt in Augenhöhe, und wir können die glatt ausgehauene, zuerst wagerecht nach hinten, dann nach unten gehende Höhlung genau betrachten. Der Specht hat sie angelegt. Ob er sie selbst bewohnt oder an einen anderen Höhlenbewohner abgetreten hat? Um diese Frage beantworten zu können, müßten wir uns eine zeitlang ganz still und versteckt halten, bis die jetzt verschuchten Alten sich wieder heranwagen.

Wo das alte Murchiner Torfhaus gestanden hat, treten wir aus dem Walde. Es ist vor einigen Jahren durch einen Brand zerstört worden. Ein verfallener Brunnen und ein paar vergessene Ziegelsteine bezeichnen die Brandstätte. Wenn auch sie längst verschwunden sind, wird doch noch der schwarze Holunder, der gerade jetzt seine weißen Trugdolben in üppiger Fülle entfaltet, auf die zerstörte Wohnstätte hinweisen.

Wir tun einen Blick auf die angrenzenden Wiesen, die ihr gelbes und weißes Gewand, das sie bisher getragen, gegen ein vorwiegend rötliches vertauscht haben. Die Rispen des Sauerampfers, die rundlichen Mehren des Wiesenknöterichs und die Federkrone der Fuchskuckucksnelke beherrschen mit ihrer roten Farbe das Bild. Ein Strauß von Wiesenblumen, wohllos gepflückt, wird immer in seinen Farben wohlthuend zusammenklingen, als folgte die Natur unbewußt den Gesetzen der Farbenzusammenstellung, die sich der Mensch mühsam ausklügelt.

Wir gelangen an einen freien Platz am Pinnower Mühlbach, gegenüber dem Forsthaus Johannishof. Der Platz lockt zum Abkochen im Freien. Der Bach liefert brauchbares Wasser, der nahe Wald trockenes Holz. Einige versteckte, angeschwärzte Steine verraten, daß hier schon des öfteren abgekocht wurde. Es läßt sich nicht leugnen, daß ein eigener Reiz darin liegt, sich am Lagerfeuer längerer Paß hinzugeben. Schnell ist die Kochgrube kunst-

gerecht hergerichtet und das Feuer entzündet. Bald zieht seiner Rauch empor, der sich von dem Grün der Umgebung und dem helleren Himmel kräftig abhebt.

Wir strecken uns lang auf den zur Rast lockenden Rasen und blicken traumverloren in den sonnigen Himmel. Vereinzelte weiße Haufenwolken ziehen unsern Blick in das unendliche Blau. Das Bewußtsein von Ort und Zeit schlummert ein. Die Wolken nehmen phantastische Gestalten an. Ein Kindlein in flatterndem Hemdchen schwebt dahin. Ein Wolf — oder ist es ein anderes Ungeheuer — mit weit geöffnetem Rachen schnappt danach; aber bald zerfließt das Bild und macht anderen Platz.

Das Verlangen, das im Freien hergestellte Erzeugnis unserer Rockkunst zu kosten, ruft uns in die Wirklichkeit zurück. Wohl ausgeruht und neu gestärkt, treten wir den Heimweg an, zur Aufnahme neuer Eindrücke empfänglich.

Es ist nur eine kleine Auswahl von allem, was ein einziger Spaziergang in nächster Nähe Anklangs an Anregungen bietet, wenn wir mit aufmerksamen Augen wandern. Wer mit Liebe im Herzen die Heimat betrachtet und sich einen Blick bewahrt auch für die Schönheit des Kleinen, wird, ohne erst große Reisen zu machen und starke Eindrücke zu suchen, in der Natur der Heimat Erholung finden von der Unrast unserer Tage.